„Der Courier"

Ein Organ deutsch sprechender Canadier.
Erscheint jeden Mittwoch.

Herausgegeben von der „Saskatchewan Courier Publ. Co., Ltd."
J. B. Ehmann
Geschäftsführender Direktor.
Geschäftslokal: — 1835-1837 Halifax Straße, Regina, Sask.
Telephon 3391.
Abonnementspreis (im Voraus zahlbar):
Mittwochausgabe, 12—32 Seiten stark.

	Ein Jahr	Sechs Monate	Drei Monate	Ein Monat
Für Canada:	$2.50	$1.25	$ .75	$ .35
Für's Ausland:	Ein Jahr	Sechs Monate	Drei Monate	Ein Monat
	$3.50	$2.00	$1.00	$ .50

Reklame kosten 70c per Zoll einspaltig. Bei größeren Kontrakten entsprechender Rabatt.
Kleine Anzeigen wie „Zu verkaufen-, „Gesucht", usw.: Für jede Anzeige 1 Zoll einspaltig 75 Cents; für jede weitere Insertion 50 Cents.
Für jede Anzeige 2 Zoll einspaltig $1.25; für jede weitere Insertion 90 Cents.

Nie stille steht die Zeit, der Augenblick entschwebt,
Und den du nicht benutzt, den hast du nicht gelebt,
Und du auch stehst nie still, der gleiche bist du nimmer,
Und wer nicht besser wird, ist schon geworden schlimmer.
Wer einen Tag der Welt nicht nutzt, hat ihr geschadet,
Weil er versäumt, wozu ihn Gott mit Kraft begnadet.

Friedrich Rückert.

„Bleibe im Lande und nähre dich redlich"

Es ist ein altes, wahre Wort. Wahr, weil in ihm niedergelegt ist die Erfahrung von Generationen — von Jahrhunderten. Sicher ist auch dies alte Wahrwort nicht unter allen Umständen und zu allen Zeiten anwendbar. Sicherlich hat es oft hinreichende Gründe gegeben und kann es auch heute und in Zukunft Gründe geben, ein Land zu verlassen, in dem man geboren und groß geworden ist, oder in welchem man doch viele Jahre seines Lebens zugebracht hat. Wenn in einem Lande wirtschaftliche oder politische Zustände unerträglich werden und man nicht Kraft oder Fähigkeit besitzt, diese Zustände zum Bessern zu wenden, so sieht man der Notwendigkeit ins Antlitz, den Staub eines solchen Landes von seinen Füßen zu schütteln und anderswo „Hütten zu bauen." Diese Notwendigkeiten können eintreten für den Einzelnen sowohl wie für ganze Gemeinschaften. Wie viele sind nicht aus Europa ausgewandert, weil die wirtschaftlichen und politischen Zustände ihnen nicht gefielen. Wieviele sind nicht aus Europa ausgewandert, um dem Militarismus zu entfliehen! Wieviele sind nicht übers Meer in unbekannte Länder gezogen, weil sie im Heimatlande keine Gelegenheit hatten, wirklich vorwärts zu kommen! Wieviele gibt es heute in Mittel- und Ost-Europa, die so gerne fort möchten, wenn sie nur könnten! Man denke an die Deutschen im russischen Hungergebiet, an die vielen Unzufriedenen und Verarmten in Oesterreich und Deutschland.

Auch die Zustände in religiöser und kirchlicher Hinsicht sind oft hinreichender Grund für Tausende gewesen, dem Lande ihrer Väter Lebewohl zu sagen. Man denke an die Mennoniten, die Rußland verließen, weil sie ihre religiösen Rechte nicht mehr als sicher gestellt fühlten. Armenier und Griechen verlassen die Türkei zum Teil aus diesem Grunde und die Duchoborzen in Rußland taten dasselbe. Wir könnten in dieser Verbindung noch viele andere Beispiele anführen.

Neben wirtschaftlichen und religiösen Gründen finden wir national-völkische Gründe für die Auswanderung Einzelner und ganzer Gemeinschaften. Man denke an die Auswanderung von Tausenden Deutschen aus Polen nach Deutschland aus Elsaß-Lothringen nach Deutschland, nach Angliederung ihrer Heimatsprovinzen an ein anderes Land. Aehnlich so geht es auf dem Balkan, in Klein-Asien u. s. w.

In all diesen Fällen und Beispielen finden wir, daß hinreichende Gründe die Leute zum Auswandern antrieben — daß hinreichende Gründe das Wort: „Bleibe im Lande" außer Kraft setzten. Und zwar im letzten Grunde darum, weil sie den letzten Teil des Wortes nicht durchführen konnten: „und nähre dich redlich."

Darauf kommt es schließlich an. **So lange man im Lande seiner Väter oder seiner Wahl sich redlich, ehrlich und christlich nähren kann, sollte man stetig das Wort beherzigen: „Bleibe im Lande —"**

Damit kommen wir auf gegenwärtige canadische — speziell westcanadische — Verhältnisse. Alle — oder doch fast alle —, die diesen Artikel lesen, sind selbst Zugewanderte oder Söhne und Töchter von Zugewanderten. Warum kamen wir hierher? Meistens aus dem Grunde, weil die wirtschaftlichen und andern Möglichkeiten hier besser waren, als in den Ländern, woher wir kommen. Wir kamen, um politischen, wirtschaftlichen und zum Teil auch religiösen Zuständen zu entfliehen, die uns ungünstig und unerträglich erschienen. Und wir haben uns hier niedergelassen, weil Zustände und Verhältnisse in all diesen Dingen hier bessere und günstigere waren.

Diese Zustände sind auch heute noch vorhanden. Wir haben keinen europäischen Militarismus, haben wirtschaftlich bessere Aussichten; zu etwas zu kommen und leben unter voller religiöser Freiheit und Gleichheit.

Also warum wollen denn nun wieder Viele den Wanderstab ergreifen und davon gehen in unbekannte Länder? Man kann die Wanderlust ja wohl bei einem jungen Burschen, der sich die Welt ansehen will, verstehen. Aber wenn man Familie — Frau und Kinder — Haus, Hab und Gut in Canada besitzt, sollte man sichs doch zehn- und hundertmal überlegen, ob man wirklich hinreichende Gründe zur Auswanderung hat.

Diese Gründe müssen sowohl negativer und positiver Art sein. Was erstere betrifft, so müßten die Lebensbedingungen derartig schlecht sein, daß man am Vorwärtskommen verzweifeln müßte. Ist dem so in Canada? Sicherlich nicht! Gewiß, wir haben heute eine schwere wirtschaftliche Depression. Aber diese ist heute weltweit — und in vielen Ländern bedeutend schlimmer, als bei uns. Dazu kommt, daß wir wahrscheinlich schon über das Schlimmste hinweg sind und einer besseren Zeit entgegen gehen.

Manche fühlen sich canadamüde aus anderen Ursachen. Sie können z. B. den Humbug der Prohibition nicht mehr aushalten: — Sie fühlen sich als Deutsche noch immer schief angesehen durch den noch nicht ganz ausgemerzten Haß, den der große Krieg in die Welt setzte. Diesen allen ist zu erwidern, daß in der ganzen Welt heute der Kriegshaß noch nicht ausgerottet ist, daß die Canadier im allgemeinen aber den Deutschen hochschätzen und seine guten Eigenschaften wohl kennen. Was Prohibition und alle damit zusammen hängenden Uebel anbetrifft, so ist das wohl auch nur ein vorübergehendes Uebel. Auf keinen Fall aber ein so großes Uebel, daß es einen Mann bestimmen sollte, unserem Lande den Rücken zu kehren.

Andere unserer Deutsch-Canadier denken an das Wandern, weil sie sich nicht mit dem Schulgesetz vertragen. Dies sind unsere Mennoniten — wenigstens ein großer Teil von ihnen. Wir glauben, daß sich über kurz oder lang auch in dieser Sache ein Kompromiß finden wird.

Was nun die positiven Gründe für eine Auswanderung betrifft, so sind diese auch schon mit den angeführten mehr oder weniger gegeben. Hinreichende Gründe für eine Auswanderung könnte man nur darin finden, wenn in einem Lande die allgemeinen wirtschaftlichen und politischen Zustände bessere wären, als hier in Canada. Ist dem so? Sind die wirtschaftlichen Aussichten, sind die bürgerlichen Rechte und Freiheiten, — sind die religiösen Zustände bessere als hier? Wie steht es mit der Landwirtschaft, mit den Transportationsverhältnissen — mit Preisen und Lebensbedingungen im allgemeinen? — **Ehe man sich nicht selbst und mit eigenen Augen davon überzeugt hat, daß es in einem andern Lande wirklich in all diesen Hinsichten besser ist als in Canada, sollte man das alte Wahr-Wort beherzigen: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich."**

Hans Sachs an das deutsche Volk.

„Habt Acht! Uns drohen üble Streich; —
Zerfällt erst deutsches Volk und Reich,
In falscher welscher Majestät
Kein Mann dann mehr sein Volk versteht;
Und welschen Dunst mit welschem Tand
Sie pflanzen uns ins deutsche Land.
Was deutsch und echt wüßt' keiner mehr,
Lebt's nicht in deutscher Meister Ehr'."

Frei nach Richard Wagner,
„Die Meistersinger von Nürnberg."

Was wir nicht verstehen.

Warum der Stand ohne Mittel Mittelstand, die Mächte ohne Mittel Mittelmächte heißen.

Warum auf unserem Holzwege, den wir beim Friedensschluß gingen, das Holz so teuer geworden ist.

Warum die Entente bei ihren Auslieferungsforderungen diejenigen Deutschen unerwähnt ließ, die dem Hunger ausgeliefert werden.

(Kladderadatsch.)

Weltumschau

Deutschland.

Die wahre Absicht, welche Frankreich mit seiner Besetzung des Ruhrgebiets verfolgt, ist aller Welt klar. Die französischen Politiker, welche die Traditionen Ludwigs XIV. und Napoleons I. wieder aufleben lassen, streben die Hegemonie über Europa an, vermögen dieses Ziel indessen nur nach der Vernichtung Deutschlands zu erreichen. Die Besetzung des Ruhrgebiets steht in Uebereinstimmung mit der gesamten auf den Auseinanderfall des Deutschen Reichs eingestellten Politik. Das linke Rheinufer soll unter die unmittelbare Herrschaft Frankreichs fallen, französisches Gebiet werden. Auf dem rechten Ufer soll ein vom Reich losgelöster Staat errichtet werden und dieser der französischen Kontrolle unterstellt sein. Die französischen Wirtschaftler gedenken die Verfügung über das Ruhrkohlenbecken durch die „Vermählung" der Kohle mit den lothringischen Erzen zur Errichtung der Vorherrschaft auf dem Gebiet der Stahlproduktion auszunützen und damit ihre Weltwirtschafts-Vorherrschaft zu etablieren. Die Besetzung des Ruhrgebiets verstößt sowohl als „Strafmaßregel" wie als Mittel zur Beschaffung „produktiver Garantien" gegen die ausdrücklichen Bestimmungen des Versailler Vertrages. Der setzt fest, daß die Interalliierte Gutmachungs-Kommission die alliierten Regierungen von irgendwelcher „Verfehlung" Deutschlands in Kenntnis zu setzen hat und diese letzteren für den Fall einer „absichtlichen Versäumnis" Strafmaßnahmen ergreifen sollen, welche Deutschland nicht als eine feindselige Handlung betrachten dürfte. Dieser Beschluß der alliierten Regierungen muß einstimmig gefaßt sein. Aber die Versäumnis Deutschlands ist keine absichtliche gewesen, vielmehr von der Unmöglichkeit der Erfüllung veranlaßt worden. Zudem ist der betreffende Beschluß der Alliierten nicht einstimmig gefaßt worden. Daraus ergibt sich die Berechtigung der deutschen Auffassung, daß die Franzosen selbst den Versailler Vertrag zerrissen, zu einem „Fetzen Papier" gemacht haben. Die Besetzung des Ruhrgebiets stellt also einen, auf die Errichtung der französischen politischen Herrschaft über Europa und der Kontrolle über die Weltwirtschaft gerichteten Willkürakt unter ausdrücklicher Verletzung festgelegter vertraglicher Bestimmungen dar. Die Willkür Frankreichs erstreckt sich zudem auf die Art und Weise, mit welcher es in dem besetzten Gebiet mit Zwangsmaßregeln auch gegen Private und Vergewaltigung der Eigentums- und persönlichen Rechte haust. Schlimmer haust, als je den Deutschen in Belgien zur Last gelegt worden ist. Aber die Welt, welche damals in so furchtbare Lage gerissen, weil ein Vertrag verletzt worden, Menschenrecht mißachtet, die Macht an die Stelle des Rechts gesetzt worden sei, — die Welt, welche damals in Waffen gemeinschaftlich gegen Deutschland auftrand — diese gleiche Welt begnügt sich dem heutigen krasseren Falle gegenüber, welcher deutlicher in seiner Absicht und willkürlicher in seiner Ausführung ist, mit im Grunde nichtssagenden Redensarten. Deutschland sollte nach der Weltherrschaft gestrebt haben, und gegen solches Streben wurde die Welt bewaffnet, wurden die Völker zum „Kreuzzug" aufgerufen. Das heutige Verhalten der Welt nagelt das Kreuzzug-Motiv als eine große Lüge fest.

Emil Kirdorf, einer der rheinischen Grubenbesitzer, ließ sich über die Verhaftung seiner Kollegen durch die Franzosen wie folgt aus: „Es klingt wie eine Nachricht von der Front während der Tage des Weltkrieges, jener Tage, da von Richthofen, Graf Spee und Immelmann durch ihre Heldentaten das deutsche Volk begeisterten. Heute sind es Fritz Thyssen und andere Führer der Industrie, sowie deutsche Regierungsbeamte, welche das Banner der deutschen Ehre hoch halten." Herr Kirdorf prophezeit den Anbruch einer schweren Zeit für die Ruhrgegend, setzte aber hinzu, die Bevölkerung werde durchhalten in dem Bewußtsein, daß die Augen des ganzen deutschen Volkes auf sie gerichtet seien. „Ich kenne Fritz Thyssen", fuhr er dann fort. „Ich hörte ihn in der Sitzung reden, in der wir beschlossen, das Hauptquartier des Kohlensyndikats nach Hamburg zu verlegen. Er riß einfach durch seinen Eifer für und seine Hingabe an das Vaterland jeden mit sich fort, der in seiner Haltung noch zauderte. Und als er dann seine Rede zum Abschluß brachte, da fühlte ein jeder von uns genau so wie er selbst." Fritz Thyssen und die übrigen Männer haben der Welt gezeigt, daß die Rasse der deutschen Mannheit noch nicht ausgestorben ist". Die Geschäftsfreunde Thyssens erklären, die Franzosen hätten, als sie die Hände an ihn legten, einen Mann verhaftet, der ihnen noch viel zu schaffen machen werde. „Sein Wille ist unbeugsam, wie der der Alten", sagte einer von ihnen. „Er ist ein Granitblock, an dem sich die Franzosen die Zähne ausbeißen werden, wenn sie versuchen, ihn kirre zu machen."

In Berliner Kreisen, die eine genaue Einsicht in die Zustände der Kohlenfelder im Ruhrgebiet haben, herrscht die Ansicht vor, daß wohl keine Maßnahme der Franzosen so durchgreifend und so rasch zu einem Zusammenschlusse des Proletariats geführt haben würde, als eben die Verhaftung Fritz Thyssens und seiner Kollegen. Dieses spiegelt sich bereits in dem Vorgehen der 65,000 Arbeiter der Thyssen-Werke wieder, welche im französischen Hauptquartier in Düsseldorf die sofortige Freigabe ihres Chefs verlangt haben. In der Protest-Delegation waren alle Parteien und alle Arbeiterorganisationen vertreten.

Die Beamten der Gewerkschaften der Bahn-, Telegraphen- und Postangestellten beschlossen in einer Sitzung, die deutsche Regierung in deren Politik des passiven Widerstandes zu unterstützen. Wenn die Gerüchte begründet sind, ist Blutvergießen zu erwarten. Tausende von jungen Männern des Rheinlandes sind verschwunden, und Gerüchte von heimlicher Mobilmachung und einem Bündnisse mit Rußland sind in aller Munde.

Einer Verständigung zwischen Rußland und Deutschland steht der Bolschewismus im Wege. In Rußland herrscht das Proletariat, in Deutschland der gemäßigte Sozialismus, das Bürgertum. Die Revoluzzer nennen es Bourgeoisie. Die Bolschewisten hoffen aus der Bedrängnis Deutschlands durch die Franzosen Anhänger für ihre Lehre zu gewinnen und nicht mit Unrecht. Denn die Verzweiflung wird die Mehrheit des deutschen Volkes wahrscheinlich in die Arme der Bolschewisten treiben. Und das wäre von allen Uebeln das kleinste. Die Hauptsache ist und bleibt immer die Verständigung zwischen beiden großen Völkern. Sind sich Rußland und Deutschland erst einmal einig, dann ist es mit dem französischen Großmachtsdünkel zu Ende, dann wird Europa frei von dem französischen Imperialismus und dem englischen Handlangerdienst. England hat es immer verstanden, die Völker Europas für seine eigenen Interessen auszunützen und gegen einander zu hetzen. Das alles wird aufhören, wenn Deutschland und Rußland sich enger aneinander schließen. Und uns scheint es, daß es bald dazu kommen wird. Wenn auch jetzt noch die Gegensätze zwischen der Moskauer und Berliner Regierung unüberbrückbar scheinen, die gemeinsame Not treibt beide Völker zusammen.

Oesterreich.

Bundeskanzler Seipel ist nach Genf abgereist, um in Anbetracht der gegenwärtigen großen Notlage einen unverzüglichen Vorschuß auf die Kredite der Alliierten an Oesterreich zu beantragen. Der Völkerliga wird der Kanzler vorhalten, daß das österreichische Volk im Laufe von weniger als vier Monaten auf dem Wege zwangsweiser und freiwilliger Anleihen viele Millionen Kronen aufgebraucht hat. Er wird ferner darauf hinweisen, die österreichische Regierung sei in dem Bemühen, das finanzielle Gleichgewicht wieder zu erlangen, so weit gegangen, daß sogar die Pensionszahlungen aufgehört hätten.

William F. Upson, der amerikanische Handelskommissar, in Wien, erklärt in einem Kabelgramm an die Bundesregierung, daß „Oesterreich unter günstigen Auspizien seiner Wiederherstellung entgegengehe und es der Hilfe des Völkerbundes zu verdanken habe, daß es aus der hoffnungslosen Lage bereit sei, die Deutschland jetzt bevorzustehen scheine." Upson drückt die Ueberzeugung aus, daß Oesterreich sich, wenn auch langsam, von jetzt an auf eine normale Grundlage emporarbeiten wird, zumal Ordnung in seine Finanzwirtschaft gebracht ist. Die internationale Anleihe von 650,000,000 Goldkronen ist von England, Italien, der Tschechoslowakei und Frankreich garantiert worden; um Geld an Hand zu haben, bis diese flüssig wird, wurden vom österreichischen Parlament Interimanleihen in Höhe von insgesamt 130,000,000 Goldkronen gutgeheißen. Die Papiergeld Zirkulation betrug am 1. Januar 1923 zwar 3,858,000,000,000 Kronen, 24,000,000,000,000 mehr als am 1. Dezember vorigen Jahres, aber die Zunahme war durch inzwischen erhaltene ausländische Papiere gedeckt. Die Schulden bleiben dieselben, und die New Yorker Börse quotiert die österreichische Krone weiterhin mit 0.000014. Trotz aller äußeren Anzeichen eines allmählichen Emporkommens ist es mit der Arbeitslosigkeit in Oesterreich nicht besser geworden. Anfang dieses Jahres waren in Wien 86,000 Leute stellungslos, gegen 59,000 im Oktober. Die Lebensmittelpreise dagegen sind seit Dezember um 3 Prozent gesunken, genug, um die Hoffnung auf weitere Besserung zu rechtfertigen.

Rußland.

Von allen mit der Entente verschwägerten oder auch neutralen Regierungen hat es bislang auch nicht eine fertig gebracht, gegen die unglaubliche Gewalttat der Franzosen, dieser kriegerischen Handlung im Frieden, zu protestieren. Nur eine Macht, die russische Soviet-Republik, hat mit ihrer Meinung über die französische Freveltat nicht hinterm Busch gehalten. Man mag über den kommunistischen Staat denken wie man will, er hat sich jedenfalls nicht gescheut, bei ähnlichen Anlässen wie dem vorliegenden, wenn von einem oder mehreren imperialistischen Regierungen ein frecher Beutezug arrangiert war, frei von der Leber weg zu sprechen. Er hat dann auch jedesmal der überwiegenden Mehrzahl aller Menschen aus dem Herzen gesprochen. In dem Protest gegen die Vergewaltigung Deutschlands durch die Franzosen, der an alle Nationen der Welt gerichtet ist, erklärt der russische Zentral-Vollzugsausschuß, daß das imperialistische Frankreich in das industrielle Herz Deutschlands eingedrungen sei, selbst die grausamen Bestimmungen des Versailler Schmachvertrags noch zu überbieten suchend. Die übrigen Ententemächte sahen ruhig zu und wischen ihre Hände in Unschuld, während die gallischen Söldner die Souveränität Deutschlands unter die Füße treten und dem deutschen Volke unsägliche Leiden schafften. Die Wirtschaft ganz Europas habe dadurch einen schweren Stoß erlitten und Rußland warne alle Völker der Welt vor der schrecklichen Gefahr, welche dem Frieden drohe.

Polen.

Die unerhörten Schikanen, denen deutsche Ansiedler in den von Polen geraubten Gebieten ausgesetzt sind, hatten seinerzeit zu einer Beschwerde beim Völkerbundsrat geführt. Die juristische Kommission des Völkerbundsrates hatte darauf ein Gutachten abgegeben, das sich für den Schutz der deutschen Minderheiten und besonders gegen die Vertreibung der deutschen Ansiedler ausspricht. Gleichzeitig war der polnische Vertreter beim Völkerbundsrat aufgefordert worden, dieses Gutachten mit möglichster Beschleunigung der polnischen Regierung zur Kenntnis zu bringen, damit weitere Maßnahmen gegen die deutschen Ansiedler unterblieben. Dieser Schritt des Völkerbundsrats erfolgte am 30. September. Jetzt — also nach vier Monaten — hat die polnische Regierung sich bewogen gefühlt, auf die Weisung des Völkerbundsrates zu antworten. Sie hat an den Völkerbundsrat eine Note gerichtet, in der sie dessen Entscheidung bezüglich der Ansiedler ablehnt. Die Note „stellt fest", daß die Resolution des Völkerbundsrates ausschließlich einen „informatorischen" Charakter trage. Der Rat habe das Gutachten der Rechtssachverständigen am 30. September zur Kenntnis genommen, ohne ihm die Form eines Beschlusses zu geben. Die polnische Regierung lehne die Anerkennung des Gutachens ab und erkläre, daß sie ihren bisherigen Standpunkt beibehalten will. Keiner der Verbündeten Staaten sei durch den Versailler Vertrag verpflichtet, die von der preußischen oder deutschen Regierung abgeschlossenen Verträge zu übernehmen. Die Berufung auf Nützlichkeitsrücksichten sei in diesem Falle nicht gerechtfertigt. Das Gutachten der Sachverständigen scheine aus einer kritischen Betrachtung des Versailler Vertrages hervorgegangen zu sein. Die polnische Regierung habe nicht die Absicht, diesen Weg zu beschreiten.

Wenn auch Vertragsbruch und Unehrlichkeit zu den nationalen Gepflogenheiten der polnischen Republik gehören, so wird man diese offenkundige Brüskierung einer Weisung des Völkerbundsrates doch als ein besonders starkes Stück bezeichnen müssen. Es bleibt abzuwarten, was der Völkerbundsrat auf diese unverschämte Ablehnung antworten wird. Im übrigen zeigt der Fall wieder einmal, wie gering der Schutz deutscher Rechtsansprüche ist. In der Regel entscheidet der Völkerbundsrat, wenn es sich um deutsche Interessen handelt, gegen Deutschland. Kommt aber wirklich einmal ein Beschluß zustande, der das deutsche Recht wahrt, so wird er nicht beachtet. Es kümmert sich eben niemand um den Völkerbund, wie das auch Herr Tschitscherin in Lausanne festgestellt hat.

Schweiz.

Lord Curzon, der britische Auslandminister, sagte der Lausanner Orientkonferenz, die Weigerung der Türken, den Streit über den Mosul Oelbistrikt dem Völkerbund zu unterbreiten, habe eine höchst ernste Lage geschaffen. Sie sei so ernst, daß sie die Möglichkeit eines neuen Krieges enthalte. Als Auslandminister des britischen Reiches, sagte Curzon, übernehme er die Verantwortung, in einem Schreiben an den Völkerbund darzulegen, daß eine Lage entstanden sei, welche den Weltfrieden stören könne. Er wolle verlangen, die Lage gemäß dem Abkommen zu behandeln. Das Abkommen bestimmt, daß der Völkerbund im Falle eines Krieges oder einer Kriegsgefahr in der Welt eingreifen und Schritte zur Wiederherstellung oder Wahrung des Friedens treffen kann.

Die Schweizer Regierung sendet eine Mission nach Canada, um die Beschäftigungsaussichten für die Arbeitslosen in der Schweiz zu untersuchen. 100,000 sind jetzt in der Schweiz außer Arbeit.

England.

In London verlautet aus diplomatischen Quellen, daß Premierminister Poincare beginne, über den Ausgang des französischen Unternehmens im Ruhrgebiete Bedenken zu haben. Er soll bereits versuchen, seine eigene Zukunft sicher zu stellen, und sich der Leitung der Zeitung „Figaro", die kürzlich von großen französischen Finanzleuten, die der Linkspartei angehören, gekauft worden ist, genähert und sich als politischen Redakteur angeboten haben.

Die Arbeiter im Saartale haben den Arbeitern im Ruhrgebiete abgeraten, französischen Versprechungen zu trauen.

Die Zeitung „News of the World" sagte, Frankreich stehe im Begriffe, zehn Dienstklassen zu mobilisieren, um vorbereitet zu sein, Hamburg und selbst Berlin zu besetzen, wenn das notwendig werden sollte.

Der italienische Botschafter in London sprach bei Premierminister Bonar Law vor und drang darauf, daß die britische Regierung sich der Forderung des italienischen Premierministers Mussolini anschließe, daß die Franzosen gelindere Saiten im Ruhrgebiete aufzögen. Aber der britischer Premierminister blieb fest in seiner Weigerung, sich einzumischen.

(Fortsetzung auf Seite 11.)

Gertrud auf wunderlarem Pfad zum Glück

Von E. Leonhart.

(14. Fortsetzung.)

„Nein, nein, Kind, das darfst du auch nicht!" erwiderte Hahlberg, der mit einiger Scheu den weiteren Fragen des Kindes entgegensah.

„Tante Gertrud soll immer hier bei Papa und Alice bleiben! Sie soll gar nicht mehr fortgehen."

Dieser Ausdruck der Kleinen färbte Gertruds Wangen mit dunkeler Glut, und Hahlberg fühlte deutlich das stärkere Pochen seines Herzens. Als Alice keine Antwort erhielt, wandte sie sich, ihre Worte wiederholend, an den Vater.

„Du mußt das Tante Gertrud selbst fragen," gab Hahlberg mit scheinbarer Ruhe zurück, indem er sich Gertrud zuwandte.

Betroffen blieb aber sein Blick an dem gesenkten Haupte des Mädchens hängen. Tiefe Blässe lag auf den eben noch zart geröteten Wangen, eine grenzenlose Verwirrung, die er sich nicht zu deuten wußte, sprach sich in ihrer ganzen Erscheinung aus.

Die von Alice nun an Gertrud gerichtete Frage überhob Hahlberg einer ferneren Einmischung. Die Antwort, welche Gertrud gab, nachdem sie sich gesammelt, konnte nicht anders lauten. Sie faßte die Frage als einen Scherz auf und erklärte der Kleinen lachend, sie müsse bei dem Onkel Doktor bleiben, der böse, sehr böse sein würde, wenn sie ihn verlassen wollte.

„Willst du denn immer, immer bei dem Onkel Doktor bleiben, Tante Gertrud?" inquirierte Alice, offenbar höchst unzufrieden mit dem ihr gewordenen Bescheide.

„Ja, Alice," entgegnete Gertrud in festem Tone.

„Die Kleine quält Sie mit ihrem Verhör, Fräulein Gertrud. Sie stellt Ihnen Fragen, die Sie sich vielleicht selbst noch nicht gestellt," sagte jetzt Hahlberg. Dabei sah er Gertrud so seltsam forschend an, daß sie in neue Verwirrung geriet.

„Nun, die habe ich mir nie gestellt; bin ich doch viel zu jung dazu," war ihre rasche Antwort.

„Darin gebe ich Ihnen recht, vollständig recht, Fräulein Gertrud. Sie sind auch noch zu jung, viel zu jung."

Erschreckt sah Gertrud auf, — ruhig, aber von einer ihr eisig dünkenden Kälte war der Ton, in welchem Hahlberg gesprochen. Sie hatte keine Erklärung dafür, ebensowenig wie für die Veränderung, die sie auf dem Gesichte ihres Begleiters gewahrte. Schmerzliche Bitterkeit sprach aus den edeln Zügen; die fest aufeinander gepreßten Lippen zuckten düster ins Weite.

Was hatte sie nur getan? Was hatte diesen jähen Wechsel, den sie heute schon zum zweiten Male erfahren, hervorgerufen? Und vor allem, wodurch hatte sie diese schroffe, sie kränkende Behandlung verdient? Alle diese Fragen wirbelten ihr durch den Kopf; aber auf keine hatte sie eine Antwort. Wenn auch Hahlberg ihre Neigung für ihn erkannt hatte, so gab dies ihm keineswegs das Recht zu einem verletzenden Benehmen, gegen das ihr Frauenstolz sich empörte, und aufgestachelt durch diesen Gedanken, suchte sie den Anschein der höchsten Gleichgültigkeit zu erzwingen. Sie plauderte und scherzte mit der Kleinen, als ob das Vorhergegangene sie gar nicht berührt, als ob sie es vollständig vergessen habe.

Erleichtert atmete sie auf, als ihr schweigsamer Begleiter sie am Eingang zum Hüttenwerke verließ, um mit dem ihm entgegentretenden Meister zu sprechen.

Wie im Traume hörte sie später auf Hahlbergs Erklärungen, die er, trotzdem sie keine Frage an ihn stellte, zunächst an sie zu richten schien. In ihren Ohren klang fort und fort der eisig kalte Ton, der vorher in seiner Stimme gelegen, während früher nur warme, zu ihrem Herzen sprechende Klänge dasselbe berührt hatten. Mit Aufbietung aller ihrer Kräfte wehrte sie den aufsteigenden Tränen; soviel wie möglich suchte sie sich von Hahlberg fern zu halten, damit er nicht sehen solle, wie tief sie sich gekränkt fühle. Sie hatte keine Ahnung davon, daß er sie unausgesetzt beobachtete, daß sein Auge mit wachsender Besorgnis an ihrem bleichen Gesichte hing.

Kurz nach beendeter Besichtigung hatte Gertrud die ermüdete Kleine auf den Arm genommen. Die weichen Aermchen schlangen sich fest um ihren Hals; das heiße Gesichtchen schmiegte sich an ihre Wangen. Die süßen Schmeichelworte des Kindes taten ihr wohl und doch auch wieder so unbeschreiblich wehe; sie dachte an dessen Zukunft, die in der Hand jener schönen, dunkelhaarigen Frau, der künftigen Mutter lag.

Sichtlich schrak sie zusammen, als die Stimme Hahlbergs, den sie entfernt geglaubt, dicht neben ihr ertönte, als sie ihn neben sich stehen sah. Eine ungewohnte Weichheit lag in seiner Stimme und in seinem Blick, als er ihr das Tragen des schweren Kindes verwies.

Er selbst nahm nun Alice auf den Arm, nachdem Gertrud ihm zugestanden hatte, daß das Kind über Müdigkeit geklagt habe.

Auf dem Rückweg ging Gertrud zwischen den beiden alten Damen, während Hahlberg, das schlafende Kind auf den Armen, mit dem Doktor voranschritt.

Im Hause angekommen, mahnte der Onkel zur Heimkehr, und Gertrud benützte den Moment, wo zum Aufbruche gerüstet wurde, um sich von der im Nebenzimmer befindlichen Kleinen unbemerkt zu verabschieden. Mit feuchten Augen blickte sie auf das schlafende Kind, welches der Vater auf ein Sofa gelegt hatte. Leise berührte ihre Hand die ungewöhnlich glühenden Bäckchen, und besorgt blickte sie auf das weit geöffnete, die kühle Abendluft einlassende Fenster. Sie wollte es gerade schließen, als die Stimme ihres Onkels sie beim Namen rief. Rasch entschlossen deckte sie ihr warmes Tuch über die Kleine: man konnte ja denken, sie habe vergessen, es zurückzunehmen.

Hahlberg stand bereits am Wagen. Gertrud erschrak, als der Onkel mahnte, sich für die Rückfahrt warm einzuhüllen.

„Wo haben Sie Ihr Tuch, Fräulein Gertrud?" fragte Hahlberg.

„Ich finde es gar nicht kühl," erwiderte sie, und wollte, um jede fernere Erörterung abzuschneiden, rasch den Wagen besteigen.

„Sie würden sich entschieden erkälten," war Hahlbergs Entgegnung, der, Gertruds verlegene Miene bemerkend, eiligst ins Haus zurücksprang, um das vergessene Tuch herbeizuholen.

Gertrud ging ihm einige Schritte entgegen, als sie ihn zurückkommen sah. Während er das weiche Wollengewebe sorglich um die Schultern des Mädchens legte, sagte er mit leiser, zitternder Stimme: „Ich habe Ihr Tuch gefunden, — an der Stelle, wo Ihre zarte Sorge es niedergelegt. Gott lohne es Ihnen!"

„Alice war so erhitzt, das Fenster so nahe!" stammelte Gertrud, seltsam verwirrt durch den ihr ungewohnten Ausdruck in seiner Stimme.

„Sie haben mein armes Kind heute so froh, so glücklich gemacht, — mir aber, Gertrud, mir haben Sie sehr wehe getan!" fuhr er in gedämpftem Tone fort.

„Ihnen wehe getan?" fragte Gertrud, bestürzt zu dem sichtlich bewegten Manne aufblickend.

„Ja, Gertrud, mir!" bestätigte er. „Oder glauben Sie wirklich, Ihre heutige Zurückweisung habe mich weniger geschmerzt wie die, welche mich vor Wochen aus Ihrer Nähe vertrieben, die —"

Er hielt plötzlich inne, und sein Blick hing fast leidenschaftlich forschend an dem bleichen Gesicht, dessen wechselnder Ausdruck er so gut zu deuten verstand. Mit einer stürmischen Bewegung die Hand des zitternden Mädchens erfassend, rief er in fliegender Hast: „Aber, Gertrud, haben Sie mich nicht heute, haben Sie mich nicht vor vielen Wochen — an dem Tage, an dem ich Sie zuletzt gesehen — haben Sie mich da nicht zurückgewiesen durch den herben Hinweis auf Ihre Jugend?"

„Auf meine Jugend?" wiederholte Gertrud, sanft den Kopf schüttelnd. Sie wußte sich kaum zu erinnern, was sie in jenen Augenblicken der Erregung gesprochen, sie wußte sich überhaupt das Benehmen des Mannes, den sie mit einer anderen verbunden wähnte, nicht zu erklären. Da rief der Onkel ihren Namen, und sie wollte eiligst diesem Rufe folgen.

Doch Hahlberg hielt sie zurück, und mit festem Drucke ihre Hand umfassend, flüsterte er erregt: „Gertrud, noch ein Wort, nur ein einziges Wort! Haben Sie mich wirklich nicht mit Absicht gekränkt, — nicht mit Absicht zurückgewiesen?"

Gertrud war keiner Antwort fähig. Ganz fassungslos in ihrer freudigen Bestürzung sah sie zu dem Manne auf, der ihr zitternde Hand an seine Brust zog, dessen glückstrahlender Blick sich immer tiefer in den ihren senkte.

„Alles, alles ist jetzt wieder gut zwischen uns, — nur ein Mißverständnis, das ich jetzt durchschaue, war es, was uns geschieden!" Wie im Traume hörte Gertrud diese leisen Worte, und der letzte Zweifel schwand. Unter Tränen lächelnd hob sie den gesenkten Blick, als Hahlberg sie bat, ihm seine Schroffheit zu verzeihen, durch die er sie, wie er jetzt wisse, tief gekränkt habe.

Der abermalige Ruf des Doktors überhob Gertrud einer Antwort; allein Hahlberg wußte trotzdem, daß er keine Fehlbitte getan. Er half Gertrud beim Besteigen des Wagens, in welchem sie mit Neckereien wegen ihrer Vergeßlichkeit empfangen wurde, suchte jedoch soviel wie möglich die Aufmerksamkeit von dem Mädchen abzulenken, um ihr Zeit zu geben, sich zu fassen.

Noch einmal suchte sein strahlender Blick das von rosiger Glut überhauchte Antlitz, und tief aufatmend, wie von einer Bergeslast befreit, wandte er sich seinem Hause zu.

Langsam stieg er die zur Veranda führende Treppe hinauf. Dort lehnte er sich an die Balustrade und sah dem in der Ferne in einer Staubwolke verschwindenden Wagen nach. Er fragte sich, wie es nur möglich sei, daß ein solches Uebermaß von Glück in eine so kurze Spanne Zeit sich drängen könne.

(Fortsetzung folgt.)